

Lesesucht / Zeichendiät

Die Weimarer Klassik als Antwort auf die Medienrevolution des 18. Jahrhunderts¹

1

In meinem Vortrag möchte ich an eine These anknüpfen, die in die Leseforschung der siebziger Jahre zurückreicht. Ich beziehe mich vor allem auf einen Aufsatz Dominik von Königs mit dem Titel »Lesesucht und Lesewut«, der 1977 erschien². König geht der Frage nach, welche Motive die bekannte Propaganda gegen unmäßiges Lesen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts verfolgte. Er sieht in den Klagen über den breiten Konsum von »schlüpfriegen« oder sonstwie unseriösen Romanen und über die damit verbundenen üblen Folgen (falsche Partnerwahl, seelische Zerrüttung, ökonomischer Ruin) einen pädagogischen Plan am Werk, der bei den Zielgruppen der Kampagne, nämlich den Frauen und den Adoleszenten, über das »Lektüreglement« auf ein »Rollenreglement« und damit auf eine allgemeine soziale Disziplinierung abzielt³.

Den Wortführern der Aufklärung reicht aber eine bloß abwehrende Behandlung des durch die aufklärerische Schulbildung selbst verbreiteten Lesens nicht aus. Sie wollen die durch die Alphabetisierung gebotenen Indoktrinationsmöglichkeiten auch positiv nutzen. Schon die Moralischen Wochenschriften üben sich darin, die Warnung vor wahlloser Lektüre in konstruktive Rat-

1 Stark verkürzte Vortragsfassung eines Kapitels aus meinem Buch »Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts«, München 1999

2 Dominik von König, Lesesucht und Lesewut. In: Herbert G. Göpfert (Hg.), Buch und Leser. Vorträge des ersten Jahrestreffens des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens 1976. Hamburg 1977. S. 89-124

3 ebd., S. 98

schläge überzuleiten und einen Kanon geeigneter Bücher zu erstellen. Solche Bücherlisten werden von einer Vielzahl weiterer Reglementierungen begleitet: sei es durch das Rezensentenwesen⁴, durch persönliche Beaufsichtigung selbst und vor allem privater Lektüre⁵ oder durch die Einrichtung von Leihbibliotheken, die unter der Vormundschaft gebildeter Männer stehen⁶.

Im Zusammenhang mit diesen Bemühungen bildet sich eine Reihe von Werken heraus, denen im Gegensatz zum Überangebot an flüchtigen Lesestoffen ein Anspruch auf intensivere Rezeption zuerkannt wird. Und so deutet sich eine »Lösung des Problems ›Lesesucht‹ an, die ein bis heute gültiges literaturgeschichtliches Faktum etabliert. Gelesen werden soll, worauf sich eine kleine Gruppe von Bildungsautoritäten verständigt. Am Ende der Lesesuchtdebatte mit ihrem Höhepunkt in den achtziger Jahren steht – Zitat König – ein neues »ideelles Reglement«: »die Kanonisierung deutscher Klassiker«⁷.

König führt als Beleg drei Schulreden von Karl Morgenstern an, die noch 1808 mit einer Warnung vor »der literarischen Polypragmosyne«⁸, das heißt Vielgeschäftigkeit, anheben und dage-

4 Vgl. Johann Rudolph Gottlieb Beyer, Ueber das Bücherlesen, in so fern es zum Luxus unsrer Zeiten gehört. Erfurt 1796. S. 26f

5 Vgl. Joh. M. G. Beseke, Ueber Lektüre und Selbststudium. In: Deutsches Museum, 1. Bd., 4. Stück, Leipzig 1786, S. 360–65.

6 Ein Rezept, wie es der Schulmann Böttiger empfiehlt. Er stellt eine von ihm persönlich überwachte Bibliothek zusammen. »Die Bücher lese ich alle selbst vorher durch [...]. Es hält bei der zahlreichen Menge von Jugendschriften, die wir haben, viel schwerer, als man glauben sollte, immer nur solche Bücher auszufinden, die durch Einkleidung und Vortrag die Leselust des Jünglings reizen, und doch zugleich die Phantasie nicht aufregen und erhitzen, die, indem sie fürs [sic] Laster und Verführung warnen, nicht selbst Lust dazu machen [...].« (Carl August Böttiger, Ueber den Misbrauch der deutschen Lectüre auf Schulen und einigen [sic] Mitteln dagegen. Leipzig 1787. S. 35) Die Überprüfung der sittlichen Tendenz allein reicht nicht aus, weil eben auch Warnungen verführen können. So wird das Weltbild der frühaufklärerischen Lehrdichtung unbrauchbar: im Zeitalter der Lesesucht koinzidiert das Gute mit seinem Gegenteil.

Ähnliche Überlegungen zur indirekten Lektürekontrolle finden sich bei Beyer, Ueber das Bücherlesen, 32.

7 König, Lesesucht und Lesewut, 105

gen die Maxime setzen: »Lies außer den Schriftstellern, die du deines gegenwärtigen oder künftigen Berufs halber lesen muß, nur die classischen!«⁹ Als deutsche Klassiker werden Goethe, Schiller, Wieland, auch Voß genannt¹⁰.

2

Aus dem angedeuteten Zusammenhang zwischen Lesesucht und Klassik geht vielleicht schon hervor, daß es sich bei der Kanonisierung der deutschen Literatur im ausgehenden 18. Jahrhundert nicht in erster Linie um ein Wertungsproblem handelt. Für die Lesesuchttherapeuten jener Zeit ist das ästhetische Verhalten nicht von elementaren Fragen der Lebenspraxis ablösbar. Tatsächlich bleiben Qualitätsurteile zugunsten des einen und zu Ungunsten eines anderen Dichters zunächst im Hintergrund. Wichtig erscheint die Herstellung eines autoritativen Kanons als solchen.

Das gedankliche Muster ist dabei immer das gleiche: den schnell konsumierten, die Einbildungskraft überfüllenden und auf diesem Weg die Sinnlichkeit reizenden Stoffen soll normativ eine langsame und intensive Wiederholungslektüre gegenübergestellt werden, die sich als intellektuelle *Arbeit* ausweist und deren Ziel das *Verstehen* ist. Was es mit diesem Verstehen auf sich hat, wird noch zu klären sein; jedenfalls bildet der geforderte Bezug auf den Sinn die Brücke, über die sich der Leser vor einer Zeichenwelt, die ihn zugleich verwirrt und verlockt, und damit vor dem Selbstverlust rettet.

Die Gefahrenkulissen, die aufgebaut werden, sind fast durchweg apokalyptischer Art. Karl Morgenstern leitet seine schon zitierte Rede mit einem bedrohenden Tableau der hereingebrochenen »Bücherfluth« ein, die zu einem »Ocean« anschwillt, auf den sich niemand bei Gefahr seines Untergangs »ohne Charte und Steuerruder« hinauswagen darf¹¹. Carl August Böttiger spricht

8 Karl Morgenstern, Johannes Müller oder Plan im Leben nebst Plan im Lesen und von den Grenzen weiblicher Bildung. Drey Reden. Leipzig 1808. S. 7

9 ebd., 66

10 ebd., 71f

11 ebd., 64

»von dem fürchterlichen Autorheere und dem Aufschwellen der Bücher, die unser Vaterland von Messe zu Messe, wie eine Sündflut, überschwemmen«¹². J.M.G. Beseke wählt einen anderen Metaphernbereich, er beschreibt ein unüberschaubares »Feld der Lektüre«, in dem man sich auf »schlüpfriegen Wegen« verirren kann, die ins »Verderben« führen¹³.

Man könnte solche Zitate häufen. Die zunehmende Alltagsrelevanz von Büchern, von der die Texte Zeugnis ablegen, löst agoraphobische Reaktionen aus. Ähnlich wie die Erhabenheitsästhetik, die es mit den Landschaften des Unbehagens in nicht-metaphorischer Weise zu tun hat, muß die Lesepropädeutik Antworten auf einen als verallgemeinerungsfähig angesehenen Befund akuter kognitiver Überforderung finden. Nach der Vermögenslehre des 18. Jahrhundert kommt der Einbildungskraft die Aufgabe zu, als Schaltstelle zwischen Sinnlichkeit und Vernunft die von außen einflutenden Reize zu ordnen und zu einem Gesamtbild zu vereinigen. Die Vermehrung solcher Reize erzwingt folglich eine gesteigerte Fähigkeit zur imaginativen Synthese. Aber der Funktionszuwachs der Einbildungskraft zieht seinerseits Probleme nach sich. Denn damit verschärfen sich die Ambivalenzen, die diesem Seelenvermögen seit je innewohnen. Wie die enge Vernetzung zwischen Lesesuchtdebatte, Schwärmerpolemik und psychiatrischer Diagnostik belegt, erscheinen das Wirken der Phantasie und ihre erhöhte Stimulation durch Literatur als von der allgegenwärtigen Gefahr geistiger Zerrüttung umlauert¹⁴. Und das hat Auswirkungen auf den Gesundheitszustand der Gesellschaft als ganzer, sind doch nach dem einhelligen Urteil der Zeitgenossen die Lesesüchtigen wie die Onanisten, Schwärmer und Irren – allesamt Kranke, die an einer hypertrophen Einbildungskraft leiden – überhaupt Symptome einer brüchig werdenden Sozialität.

So geht es um nichts weniger als um eine neue kollektive Ökonomie des Imaginären. Das alte System, das die Weitergabe des gesellschaftlichen Wissens im wesentlichen an die persönliche Mitteilung knüpfte und den direkten Anschluß an das Imagina-

tionspotential der Schrift dem Gelehrtenstand und einer kleinen kulturellen Elite vorbehielt, hat dem Druck der Entwicklungen nicht standgehalten. Es ist einer wachsenden Zufuhr von Daten ausgesetzt, die nicht mehr in die dafür traditionell vorgesehenen Kanäle fließen. Die Ausbreitung des Schriftgebrauchs steht im Zusammenhang mit einer Diffundierung des Wissens und damit der individuellen Vorstellungsweisen, die am Ende das auf *Zeichenknappheit* beruhende kommunikative Geflecht der Ständegesellschaft zerreißt.

Es kommt also, modern gesprochen, im kommunikativen System zu einem *Ungleichgewicht* zwischen Zeicheninputs und Verarbeitungskapazitäten. Nun gibt es im 18. Jahrhundert eine Wissenschaft, die für Gleichgewichtszustände und ihre Störung, für den Ausgleich von Zufuhr und Abfuhr zuständig ist, die Diätetik. Daß die Lesesuchtdebatte sich auf diätetische Argumente stützt, ist unübersehbar. Der ungeschulte Leser, erläutert Beseke in der Zeitschrift »Deutsches Museum«, sei der Verführung ausgesetzt, »das Buch zu verschlucken, statt zu lesen«¹⁵. Solche Formen kulinarischer Übereilung ziehen, man braucht nur die Metaphorik weiterzuspinnen, zwangsläufig Schaden nach sich. Es gehört zu den immer wieder aufgeführten Topoi der Lesepropädeutik, daß unkontrollierter Bücherkonsum der Phantasie allzu gemischte Nahrung zuführt, die ihre Verdauungskapazität übersteigt. Umgekehrt resümiert J.G.P. Thiele seine Schrift »An die Jünglinge von

14 Ein Beispiel, auf weibliche Lesesucht und Degeneration bezogen: »Neben diesem erwecken alle Romane *die Neigung für das Wunderbare und Ausserordentliche*, und einen *Eckel gegen den natürlichen Lauf der Dinge*. Die gewohnten Arbeiten, bey denen sich die Mädchen zu Hausmüttern bilden sollten, werden unerträglich und erzeugen Langeweile, die nur durch neue Erschütterungen der Einbildungskraft überwunden wird. [...] *Dieses deckt den Grund auf, warum bey den meisten Frauenzimmern dieses Jahrhunderts das Nervensystem so ausserordentlich empfindlich und beweglich ist und die Beyspiele von gänzlicher Zerrüttung des Gehirns unter ihnen sich so sehr anhäuffen.*« (Friedrich Burchard Beneken (Hg.), *Weltklugheit und Lebensgenuß; oder praktische Beyträge zur Philosophie des Lebens*. 3 Bde. 1. Bändchen. Hannover 3. Aufl. 1806. S. 242f. Der Text ist dort als Auszug aus Hirzel, *Neue Prüfung des philosophischen Bauers*, Zürich 1785, ausgewiesen.)

15 Beseke, Ueber Lectüre und Selbststudium, 363

12 Böttiger, Ueber den Misbrauch der deutschen Lectüre, 5

13 Beseke, Ueber Lectüre und Selbststudium, 360

der Bildung durch Lektüre mit der Sentenz: »Lies vortrefliche Schriften mehrmal und verdaue sie wohl«¹⁶. Ähnlich J.R.G. Beyer in seinem Buch »Ueber das Bücherlesen« (1796):

Und jemehr das Publikum gesunde und kräftige Geistesnahrung bekommt, die nicht so wie die Lectüre des großen Haufens verschlungen werden kann, desto leichter kann es von der Lesesucht geheilt, und zu einer vernünftigen, wohlgeordneten und gemäßigtern Lektüre zurückgebracht werden.¹⁷

Weniger Beachtung hat allerdings die Tatsache gefunden, daß Überlegungen dieser Art schon im Gründungsprozeß der Ästhetik als Disziplin eine Schlüsselfunktion innehaben. Nicht umsonst arbeiten medizinische, erkenntnistheoretische und im engeren Sinn kunstästhetische Erörterungen in der Zeit Baumgartens und Meiers mit verwandten und ineinander übersetzbaren Kategorien. Kurz gesagt: die Wissenschaft vom Schönen, die sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts konstituiert, wird wesentlich als eine *Diätetik der Einbildungskraft* gefaßt¹⁸. Der entscheidende Schritt besteht darin, Rezepte aus dem Bereich der medizinischen Säftelehre auf neue Wissenschaften wie Erfahrungsseelenkunde und Assoziationslehre zu übertragen. Es geht nun nicht mehr um das Zir-

kulieren von materiellen Fluida und deren Wirken im Körper, sondern um das von Zeichen und deren Verarbeitung durch Imagination.

Unter diesem Gesichtspunkt einer »Therapia imaginaria«, wie ein Buchtitel von 1789 heißt¹⁹, will ich im folgenden dem Ursprung der deutschen Klassik aus dem Geist der Lesesucht nachzugehen versuchen.

3

Die Einbildungskraft hat grundsätzlich zwei Fehlfunktionen. Es kann sein, daß sie »entweder zu schnell producirt, oder auch zu wenig reproducirt«, wie es in einem Beitrag zu Moritz' »Magazin zur Erfahrungsseelenkunde« heißt:

Im ersten Falle reden diese unglücklichen Personen das Hundertste ins Tausende, alles durch einander; denn das Bild verlöscht sogleich wieder, und die Einbildungskraft ist inreproducibel. Im andern Falle aber reproducirt sie wieder zu lange anhaltend, sie fixirt Bilder oder Sachen, und ist nicht davon abzubringen, oder sie treten auch gleich wieder in sie ein. Sollten sich nun keine Mittel für solche bemitleidenswürdige Personen, ihnen dadurch zu helfen, erfinden lassen?

Ich habe zwar einen Mann im Hollsteinischen gekannt, der solche Personen kurirte. Allein seine Methode war grausam. Er legte seinen Patienten, von der ersten Sorte, ein Bild vor, das sie unverrückt anschauen, ganze Stunden davor stehen bleiben, und das Bild beschreiben oder nennen mußten.

Rührten sie sich nun etwa von der Stelle, oder sprachen nicht vom Bilde, so karbatschte [peitschte] er sie, und schrie dazu unmenschlich, und das trieb er so lange, bis endlich die Einbildungskraft des Patienten wieder zu reproduciren anfieng, und die Patienten auswendig eine Beschreibung davon machen lernten. Närrisch darüber werden – sagte er – können sie nicht.

Mit dieser ersten Sorte brachte er aber längere Zeit als mit der letzten zu. Hier nahm er verschiedene Gemälde und Bilder, und die Patienten mußten von einem zum andern mit Geschwindigkeit fortschreiten, und ihre Namen oder Geschichte davon auch auswendig beschreiben lernen.

Selten verfehlte er seines Zwecks, diese Patienten wurden gesund.²⁰

Dieses etwas rauhbeinige Verfahren zielt darauf ab, mit Hilfe eines therapeutisch eingesetzten Mediums die Aufmerksamkeit der Pa-

16 J.G.P. Thiele, *An die Jünglinge von der Bildung durch Lektüre*. Mannheim 1781. S. 274: »Ueberhaupt zieht sich alles, was über Lektüre zu sagen war, in folgende zwei Worte zusammen: Lies vortrefliche Schriften mehrmal und verdaue sie wohl, vieles flüchtig oder nie; laß dein Lesen vom Denken begleitet und durch einsame Unterhaltung unterbrochen sein, und arbeite an der Bildung deines Charakters.« Das ist in den wichtigsten Stichworten das mit der Kanonisierung der deutschen Klassik verbundene Bildungsprogramm.

17 Beyer, *Ueber das Bücherlesen*, 34

18 Wichtige Überlegungen dazu in Wolfram Mausers Aufsatz »Anakreon als Therapie? Zur medizinisch-diätetischen Begründung der Rokokodichtung«. »Entscheidend«, so Mausers Befund, »ist die Tatsache, daß sich das medizinisch-diätetische und das poetologische Schrifttum, ja die Dichtung selbst terminologisch nicht nur berührten, sondern daß sie in entscheidenden Punkten übereinstimmten.« (In: Lessing Yearbook XX/1988, S. 87-120. Dort S. 110) Mauser führt Joh. Chr. Boltens »Gedanken von den psychologischen Curen« von 1751 an, wo die »Aesthetick« »eine Wissenschaft« genannt wird, »daraus man eben so wohl lernen kan, eine Anakreontische Ode zu machen, als Gemüthskrankheiten zu curiren« (zit. ebd., 104).

19 Johann Andreas Roeper, *Therapia imaginaria*. Halle 1789

tienten auf eine mittlere Geschwindigkeit zu justieren. Ein solches Programm betrifft die kognitive Aneignung ebenso wie die affektive. Wer sich bei keinem Eindruck aufhalten kann, ist auch nicht fähig, seine Affekte an Gegenstände außer sich zu binden. Wer umgekehrt von einer einzigen Vorstellung gefangen ist, kann die Übergänglichkeit und Varietät des Lebens emotional nicht mitvollziehen. Die Einbildungskraft ist also nicht nur ein Reproduktionsmechanismus von Bildern, sondern eine Instanz, die den affektiven Austausch der Individuen mit ihrer Umwelt reguliert.

Die Funktionsstörungen der Seele, deren erfolgreiche Kur hier überliefert wird, lassen sich vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Medizin noch präzisieren. In den Patienten, deren Einbildungskraft immer nur das Gleiche vorstellt, ist unschwer einer der vier Grundtypen der Temperamentenlehre wiederzuerkennen: der Melancholiker mit seinem gestockten Blut, seiner Assoziationshemmung und seinem Hang zu fixen Ideen. Das ist ein besonders in Gelehrtenkreisen, wo sich die schädlichen Folgen der sitzenden Lebensweise bemerkbar machen, altvertrauter Befund²¹.

Anders der zweite Defekt. Hier sehen sich die Zeitgenossen einer neuartigen Entwicklung gegenüber. Es ist die gleiche Diagnose, wie sie den Massenlesern gestellt wird. Im Gegensatz zum trockenen Temperament des Melancholikers ist bei diesem Typ das Gehirn zu feucht, die Fasern sind durch unmäßige Beanspruchung weich und schlaff geworden, so daß sie die empfangenen Einprägungen nicht ausreichend fixieren und folglich nicht in ih-

rer wahren Gestalt im Gedächtnis speichern können. Oder anders, nämlich diätetisch, beschrieben:

Das Gedächtnis gleicht dem Magen, den die Natur zur Zubereitung des Nahrungssaftes bestimmt hat. Wenn dieser mit Speisen, auch wenn sie von bester Art sind, noch mehr aber, mit Speisen mancherley und ganz entgegengesetzter Art, überladen wird, daß sie die Dauungskräfte übersteigen; so erzeugt sich kein gesunder Nahrungssaft, sondern ein drückender, fremder Brey, der viele Winde und Blähungen erzeugt, und der Geblüthsmasse zähe und scharfe Säfte mittheilt, welche dieselbe verderben und ein Zunder von vielerley Krankheiten werden, den Leib entkräften, die guten Säfte verzehren und endlich eine gänzliche Zerstörung anrichten. Eben so reich an Krankheiten der Seele ist ein überfülltes Gedächtniß von unverdauten Begriffen.²²

Vermischung und Überladung: das sind immer wiederkehrende Stichworte, die über die individuellen charakterlichen Defekte hinaus eine allgemeine Zeittendenz signalisieren. Denn wenn auch die Aufklärungsmoralistik mit normativem Anspruch auftritt und ihre Exempel grundsätzlich an erziehungsbedürftigen Einzelpersonen statuiert, so kann sie doch nicht umhin, den kollektiven Rahmen mitzubeleuchten, in dem sich solche Defizienzen häufen. Der wichtige oder zumindest augenfälligste Faktor ist dabei die Zunahme frei und situationsunabhängig konsumierbarer Bilder und Zeichen. Ein Phänomen wie die Lesesucht kann ja erst entstehen, wenn es zu einem entsprechenden Überangebot an Lesestoff, allgemeiner gesprochen zu einem Anwachsen der industriellen Zeichenproduktion kommt.

4

Es läßt sich heute kaum nachvollziehen, welche archaische Macht in einer teilweise noch auf dem Niveau »semiotischer Subsistenzwirtschaft« existierenden Epoche von zeichenhaften Reproduktionen ausging. Ich will stellvertretend eine Anekdote anführen, die zum Thema der Kanonisierung der Klassik paßt, weil ihr Held maßgeblich am Kanonisierungswerk beteiligt war. Es handelt sich um Johann Peter Eckermann, Goethes späteren Sekretär. Zu Anfang der »Gespräche mit Goethe« überliefert Eckermann, wie es

22 Beneken, Weltklugheit, I, 249f

20 Samuel Heinike, Vom menschlichen Denken a priori. In: Karl Philipp Moritz, Gnothi Sauton oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, Achter Band, Zweites Stück (1791). Nachdruck Nördlingen 1986. S. 112-116. Dort S. 115

21 Vgl. S.A.D. Tissot, Von der Gesundheit der Gelehrten. Zürich 1768. Reprint Zürich München 1976. S. 41f, 55 u.a. Melancholie und Hypochondrie sind hier terminologisch nicht scharf voneinander getrennt. »Unter die Uebel, welche die sitzende Lebensart der Gelehrten beynahe unausbleiblich hervorbringt, indem sie den Umlauf des Geblüts in den Eingeweiden des Unterleibs, in Unordnung bringt, und daselbst einen Anfang von Verstopfung verursacht, müssen wir die Hypochondrie zählen«, heißt es an einer Stelle (S. 73f), um dann das Beispiel eines Mannes anzuführen, der »von einer melancolischen Raserey ergriffen« wurde (S. 75).

sich für einen Jünger gehört, die Geschichte seiner Berufung. Er wächst als Kuhhirte unter ärmlichsten Bedingungen auf, lernt »notdürftig lesen und schreiben«, wird endlich vierzehn Jahre alt,

und man wird gestehen, daß von hier bis zu einem vertrauten Verhältnis mit Goethe ein großer Schritt und überall wenig Anschein war. Auch wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gebe wie Poesie und schöne Künste [...].²³

Aber dann folgt ein initiales Bildungserlebnis:

Ich saß eines Abends bei angezündeter Lampe mit beiden Eltern am Tische. Mein Vater war von Hamburg zurückgekommen und erzählte von dem Verlauf und Fortgang seines Handels. Da er gern rauchte, so hatte er sich ein Paket Tabak mitgebracht, das vor mir auf dem Tische lag und als Wappen ein Pferd hatte. Dieses Pferd erschien mir als ein sehr gutes Bild, und da ich zugleich Feder und Tinte und ein Stückchen Papier zur Hand hatte, so bemächtigte sich meiner ein unwiderstehlicher Trieb, es nachzuzeichnen. Mein Vater fuhr fort von Hamburg zu erzählen, während ich, von den Eltern unbemerkt, mich ganz vertiefte im Zeichnen des Pferdes. Als ich fertig war, kam es mir vor, als sei meine Nachbildung dem Vorbilde vollkommen ähnlich, und ich genoß ein mir bisher unbekanntes Glück. Ich zeigte meinen Eltern, was ich gemacht hatte, die nicht umhin konnten mich zu rühmen und sich darüber zu wundern. Die Nacht verbrachte ich in freudiger Aufregung halb schlaflos, ich dachte beständig an mein gezeichnetes Pferd und erwartete mit Ungeduld den Morgen, um es wieder vor Augen zu nehmen und mich wieder daran zu erfreuen.

Von dieser Zeit an verließ mich der einmal erwachte Trieb der sinnlichen Nachbildung nicht wieder.²⁴

Eckermann berichtet ganz ohne Ironie, wie er vom Abmalen einer Tabaksreklame durch die Hilfe der aufmerksam gewordenen Eltern und Förderer schließlich zur »sinnlichen Nachbildung« höherer Art, zur Aufzeichnung von Goethes Gesprächen gelangt. Der kulturschaffende Vorgang an sich ist der gleiche, ob es sich um ein Pferd oder um einen Dichter handelt. Der Initiationsbericht legt dar, wie der Anblick eines graphischen Substituts einen Einbruch in die weitgehend naturale Welt seiner Kindheit bedeutet und sogleich einen Reflex auslöst, dem Nachbild weitere Nachbilder anzufügen: in einer unendlichen Kette, die vom bloß natürli-

chen Ding und von der bloßen Sinnlichkeit in die Höhen der Welt der Bilder, der Bildungswelt führt.

Gesellschaften sind offenbar so organisiert, daß sozial Niedrigstehende eher mit Sachen, sozial Hochstehende eher mit Symbolen befaßt sind. Das Erlernen von Technologien der Symbolbeherrschung, sofern sie als erlernbar gelten und allgemein zugänglich sind, vermittelt zugleich Aufstiegschancen. Eckermann hat den ersten Schritt aus der ländlichen Welt seiner Kindheit getan, indem er ein Element dieser Welt – ein Pferd – nicht als reales Objekt und Arbeitsmittel, sondern als Symbol ansah und die wesentliche Eigenschaft von Symbolen entdeckte, reproduzierbar zu sein. Wie sein Fall zeigt, erreicht ein solcher Symbolgebrauch im 18. Jahrhundert Schichten und Lebensbereiche, die davon vorher kaum berührt worden sind.

Aber die Veränderungen sind über solche schichtenspezifischen Fallstudien hinaus fundamentaler Natur. Denn die wachsende soziale Differenzierung bringt es mit sich, daß sich auf allen Ebenen die Frequenz und die infrastrukturelle Bedeutung medialer Operationen erhöhen. In der vorindustriellen Gesellschaft war der Umgang mit seriell verfertigten Zeichen nicht nur aus technischen Gründen, sondern auch durch ein System von Privilegien und Exklusionen begrenzt. Für die einfache Bevölkerung besaß die Kirche praktisch ein Text- und Bildmonopol. Selbst wo Erfindungen wie der Buchdruck sich mit einem gewissen Zeitverzug durchzusetzen begannen, herrschten noch lange Zeit ältere, an den Mangel an Reproduktionsmöglichkeiten angepaßte Rezeptionsweisen vor.

Das ändert sich erst im Prozeß der Aufklärung. Eine immer breitere, mit den kulturellen Kommunikationen befaßte Schicht hat es nicht mit dem exklusiven Charakter von Zeichen, sondern mit deren alltäglicher Abundanz zu tun. Und die klassische Fehlform des Wissens ist nicht mehr die Fixierung auf wenige, stets wiederholte Ideen – die Melancholie bildet hierin das passende Seitenstück zur memorativen Gelehrsamkeit vergangener Tage –, sondern eine nicht mehr zu bewältigende Ideenverwirrung. Dieses Phänomen ruft eine vielfältige Debatte über die pragmatischen Möglichkeiten hervor, der um sich greifenden Vermischung von

23 Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hg. F. Bergemann. 2 Bde. Frankfurt/M 1981. Bd. 1, S. 13

24 ebd., 13f

Ideen wie von Affekten und damit dem Imaginationsdruck auf die Subjekte entgegenzuwirken.

5

Das allgemeine Rezept besteht darin, zusammengesetzte Dinge auf ihre einfachen Bestandteile zurückzuführen. Eine diätetische Maßregel, die im 18. Jahrhundert überall Anwendung findet. Durch Einbildungskraft bedingte Mischzustände sind hier nur *ein* Anwendungsfall. An allen Fronten ist es den Wortführern der Aufklärung um Eindeutigkeit, Einfachheit, Sauberkeit und Trennung zu tun. Sei es, daß dem rousseauistische Vorstellungen von der Vervielfältigung und dekadenten Verfeinerung der Bedürfnisse durch die Kultur zugrundeliegen; sei es, daß über das Übel der »Polypragmosyne«, der bürgerlichen Vielgeschäftigkeit und ihre Folgen geklagt wird²⁵; sei es schließlich, daß die Zeitdiagnose bei Orten der Vermischung und Zerstreuung wie der Großstadt ansetzt, – überall geht es darum, Zusammengesetztheit als *Unreinheit* zu behandeln und durch Rekurs auf das Elementare, wenn man so will, zu »entschärfen«.

Daß Zusammensetzung den Bestandteilen den Charakter von Schärfe anfügt, ist keine Metapher. Um das zugrundeliegende diätetische Prinzip anschaulich zu machen, sei noch einmal ein Beispiel aus dem Bereich der Ernährung zitiert. Hufeland, der in seiner »Kunst, das menschliche Leben zu verlängern«, viele Aspekte schädlicher und dem im Titel seines Buches gesetzten Zweck abträglicher sozialer Vermischung anführt, versäumt es auch nicht, die Gefahr zu beschwören, die von einer sich zusehends raffinierenden Kochkunst ausgeht. Er setzt auseinander,

daß Dinge, welche für sich, äusserst unschuldig und unschädlich wären, nun durch die Verbindung ganz neue und nachtheilige Eigenschaften bekommen. Sauer und süß z. B. schadet, jedes einzeln genommen, nichts; hingegen zugleich genossen kann es schädlich werden. Eyer, Milch, Butter, Mehl, sind, jedes für sich genossen, sehr verdauliche Substanzen; aber man setze sie zusammen, und mache einen recht fetten und festen Pfannkuchen daraus, und man wird ein

25 Christoph Wilhelm Hufeland, Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. 2 Tle. Wien Prag 1797. Bd. 2. S. 39f

sehr schwer verdauliches Product erhalten. Man kann es als Grundsatz annehmen: je zusammengesetzter eine Speise ist, desto schwerer ist sie zu verdauen, und was noch schlimmer ist, desto schlechter werden die Säfte, die daraus bereitet werden.²⁶

Das Zusammengesetzte ist keineswegs nur die Summe seiner Teile. Es bringt diese vielmehr um die Möglichkeit, »unschuldig« zu sein, und fügt ihnen »neue und nachtheilige Eigenschaften« zu. Zu diesem Charakteristikum der diätetischen Zeitkritik, die den Naturbegriff der bürgerlichen Soziallehren entscheidend mitprägt, gesellt sich ein affektökonomisches Argument. Denn mit den »neuen Schöpfungen« kraft Zusammensetzung entstehen, wie Hufeland schreibt, »neue Reize«. In der Komplexion liegt eine eigentümliche Unwiderstehlichkeit. Je undeutlicher nämlich, der damaligen Physiologie zufolge, ein Sinneseindruck ist, desto heftiger die Erregung, die er auslöst. Begierde ist in diesem System immer ein Effekt von Verworrenheit²⁷. Den Aufklärungsmoralisten scheint die zunehmende gesellschaftliche Interdependenz vor allem deshalb so verdächtig, weil sie mit entsprechenden Stimulationen einhergeht. Jede Vermischung bringt, das ist die gängige Sorge, letztlich die Gefahr erotischer Promiskuität auf den Plan.

Dieselbe Argumentation liegt den Schriften der Lesesuchttherapeuten zugrunde. Es sind nicht so sehr die Inhalte, die das Romanelesen zu einer der Hauptursachen für moralische Fehltrit-

26 ebd., 33

27 Sulzer legt Wert auf die Feststellung, »daß keine Vorstellung anders eine Empfindung hervorbringt, als wenn sie verworren ist. So bald sie nur ein wenig deutlicher wird, so fängt der Verstand an, sich damit zu beschäftigen; denn unsre Natur bringt es so mit sich, daß wir eine Vorstellung, die einen gewissen Grad der Klarheit hat, gern aus einander setzen wollen. Indem wir aber dieses thun, so geht alles, was hierbey geschieht, bloß in dem Gehirne vor. Ist hingegen die Verwirrung so groß, daß der Verstand nichts dabey unterscheiden kann, so wirket das Ganze der Sache auf einmal auf uns, und bringt die Empfindung hervor.« (Johann George Sulzer, Erklärung eines psychologischen paradoxen Satzes: daß der Mensch zuweilen nicht nur ohne Antrieb und ohne sichtbare Gründe, sondern selbst gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe urtheilet und handelt. Vom Jahre 1759. In: ders., Vermischte philosophische Schriften. Leipzig 1773. Reprint Hildesheim New York 1974. S. 99–121. Dort S. 114f)

te machen, als die Tatsache der Ideenaufhäufung an sich. Darauf reagiert die Therapie mit vielfältigen Programmen zur Beförderung einer klaren und distinkten Wahrnehmungsweise. Der erzielte Zugewinn an Deutlichkeit wiederum hat zwei Konsequenzen: einerseits wird durch die geringere Streuung auch der Anteil vagierender Affekte vermindert, andererseits der Gegenstandsbezug der wahrgenommenen Zeichen wiederhergestellt oder verstärkt.

Mit dem letzten ist der wichtigste Gesichtspunkt der Imaginationskurve genannt. Denn ob ausgesprochen oder nicht, im Hintergrund all der beschriebenen Reinigungsmaßnahmen steht die Vorstellung, daß von einer bestimmten Konsumtionsgeschwindigkeit an die Zeichen ihre Zeigefunktion, ihre Zuträgerschaft zu den bezeichneten Dingen verlieren. Das verständige Urteilsvermögen, das den Abgleich zwischen Zeichen und Sachen vornimmt, arbeitet träger und benötigt längere Zeit als die Einbildungskraft, die sich nur im Assoziationsraum der Zeichen aufhält und den Umweg der Realitätsprüfung erspart. Es ist diese urteilende Rückführung des Zeichens auf seinen Sachgehalt, die diätetisch als Verdauung umschrieben wird. Umgekehrt formuliert: in dem Maß, in dem die Einbildungskraft die Konsumtion von Texten und Bildern beherrscht, wächst ein Überhang unverdaulicher und letztlich unverdaulicher Signifikanten heran, die sich wie ein Dickicht vor das natürlich Gegebene schieben.

6

Denn das Zeichen hat die Eigenschaft, wuchernd und verschlingend zu sein. So sehr die Aufklärer sich um die Alphabetisation breiter Bevölkerungsschichten bemühen, so sehr fürchten sie sich vor dem damit verbundenen Mechanismus semiotischer Substitution. »Allgemein gelte«, schreibt Rousseau im »Emile,

daß man nur dann das Zeichen an die Stelle der Sache setzen darf, wenn es unmöglich ist, sie zu zeigen; denn das Zeichen absorbiert die Aufmerksamkeit des Kindes und läßt es die dargestellte Sache selbst vergessen.²⁸

28 Jean-Jacques Rousseau, Emile oder Über die Erziehung. Hg. M. Rang. Stuttgart 1986. 3. Buch, S. 360

Eine Forderung, der in der deutschsprachigen Aufklärungspublizistik ein vielfaches Echo antwortet. Joachim Heinrich Campe etwa leitet sein »Neues Abeze- und Lesebuch« mit entsprechend eindringlichen Warnungen ein. Kinder, die zu früh in die Zeichenwelt der Bücher eingeführt werden, verlieren dadurch ihren Bezug zur sinnlichen Welt:

Die von der Natur für dieses zarte Alter bestimmte, einzig gedeihliche Geistesnahrung ist die *anschauende Erkenntnis*, d.i. diejenige, welche man unmittelbar durch die Sinne, durch die äußern sowol als durch die innern, nicht erst mittelbarer Weise durch Zeichen, z.B. durch Buchstaben, erlangt. Die Erlernung und die oft wiederholte *Vorstellung der Zeichen* schwächen und lähmen in jungen Seelen den Trieb zur klaren und lebendigen *Vorstellung der Sachen*; sind wenigstens ein langweiliger und ermüdender Umweg zu diesen; verhalten sich zu diesen gerade so, wie das nahrungslose, bloß hinhaltende, bloß beschwichtigende Lutschbeutelchen zu der vollen Mutterbrust.²⁹

Das »Lutschbeutelchen« ist die Vorform des heute gebräuchlichen Schnullers. Campe verbindet gleich zwei Kampagnen der aufgeklärten Pädagogik, wenn er das Selbststillen der Mutter in Analogie zur unmittelbaren Anschauung als höchster Erkenntnisquelle der Zöglinge setzt. In beiden Fällen steht eine nährenden Natur einem »nahrungslosen, bloß hinhaltenden, bloß beschwichtigenden«, betrügerischen Substitut gegenüber. Denkt man die Analogie zuende, dann kann das Lesenlernen die Kinder nur in eine phantasmagorische Welt des Aufschubs führen, in der sie umkommen müssen.

Campe und seine Mitstreiter entgehen dieser Schlußfolgerung, indem sie für den Bereich der geistigen Nahrung das Substitut nicht ausschließlich als Konkurrenz, sondern zugleich als mögliche Hinführung zur Natur behandeln. Doch damit begeben sie sich auf ein logisch prekäres Terrain. Während die Alphabetisationspropaganda der Frühaufklärung, etwa der Moralischen Wochenschriften, noch weitgehend naiv-optimistisch verfaßt war, zeigt sich am Grund der ausgebreiteten Schriftkultur des späteren 18. Jahrhunderts eine schizophrene Disposition. Niemals zuvor

29 Joachim Heinrich Campe, Neues Abeze- und Lesebuch. = Ders., Sämtliche Kinder- und Jugendschriften. Ausgabe der letzten Hand. Bd. 1. Braunschweig 1807. Reprint Leipzig 1973. S. 24–26

sind die Verfahren von Wissenserwerb und -vermittlung in diesem Ausmaß schriftlich gewesen, und niemals zuvor hat andererseits die Abkehr von allen Vermittlungen und die Zuwendung zur »unmittelbaren Natur« ideologisch eine solche Rolle gespielt. Ein immenses Schrifttum entsteht, das sein Pathos und seine Legitimation wesentlich aus einem Ressentiment gegen die Schriftlichkeit selber bezieht.

Der rousseauistische Zwiespalt gegenüber der Zivilisation überträgt sich so auch auf die Akkumulation von schriftlich gespeichertem Wissen. »Kann mans denn gnug beklagen, daß die nützlichsten Dinge in der Welt, Sprache und Unterricht, zugleich auch die verderblichsten werden können?«, fragt Herder im »Vierten kritischen Wäldchen«³⁰. Ohne sprachliche Konvention würde kein Wissen tradiert, aber zugleich wird dadurch ein tötendes Lernen bloßer Worte ohne »Verständnis der Sache« befördert³¹:

Da lernen wir eine ganze Reihe von Bezeichnungen aus Büchern, statt sie aus und mit den Dingen selbst, die jene bezeichnen sollen, zu erfinden: wir wissen Wörter und glauben die Sachen zu wissen, die sie bedeuten: wir umarmen den Schatten statt des Körpers, der den Schatten wirft.³²

Das Ergebnis: eine »tote, entschlafne Letternseele«³³. Das ist ein zeitgängiger Topos. Der Schulmann Herder, der so die fatalen Effekte des Buchstabens pointiert, ist aber auch einer derjenigen, die ein Programm zur Abhilfe entwerfen. Dieses Programm firmiert unter dem Schlagwort »Verstehen«. Die Forderung zu *verstehen* tritt im 18. Jahrhundert eine steile Karriere an. Sie erhält ihr zeit-spezifisches Profil aus einer doppelten Opposition: zum einen gegen die bis dahin gebräuchlichen Mnemotechniken der Gedächtniskultur, der es um die *wörtliche* Einprägung von Texten zu tun war, dann aber auch gegen die Auswirkungen eines zunehmenden Schriftkonsums.

30 Johann Gottfried Herder, Werke. Hg. W. Proß. Bd. 2: Herder und die Anthropologie der Aufklärung. München Wien 1987. Darin: Kritische Wälder: Viertes Wäldchen. S. 57-240. Dort S. 107

31 ebd., 108

32 ebd., 109f

33 ebd., 111

Verstehen ist zunächst einmal ganz einfach das Gegenteil von Auswendiglernen. Der Hermeneutik des 18. Jahrhunderts ist es um die Entlastung des Gedächtnisses unter dem Druck einer rapiden Zunahme der Schriftzirkulation zu tun. Das menschliche Gedächtnis kann die wachsenden Umlaufmengen an Zeichen nicht mehr bewältigen. Zwar nehmen ihm diese Funktion mehr und mehr externe Wissensspeicher ab – Enzyklopädien, Bibliotheken. Aber auch der mentale Apparat muß sich an die veränderten Kommunikationsbedingungen anpassen. Auf der Subjektseite werden gegenüber dem anwachsenden äußeren Wissen neue Formen der Selektion, des Zugriffs, der Abwehr und der Aneignung benötigt.

Eine dieser Formen ist das »Verstehen«. Einerseits Funktionsgröße der Schriftkultur, hat es aber andererseits mit deren eigenen Defiziten zu kämpfen. Es steht nun einer Imaginationstätigkeit gegenüber, die von ihrer Beschränkung auf die Zuarbeit zur Gedächtnisleistung entbunden ist. Verstehen führt Zeichen ihrer Bedeutung zu. Es ist, systemtheoretisch gesprochen, ein Verfahren der Komplexitätsreduzierung. Gegen die Zerstreuungen der Schriftkultur behelfen sich deren Protagonisten damit, daß sie dem Zeichen eine neue Dimension zuerkennen, nämlich »Tiefe«. Der Buchstabe ist tot; der Leser muß das schriftlich Niedergelegte jenseits dieser Todesschwelle durch sein Verständnis zum Leben erwecken. Das Zeichen als solches versperrt den Blick auf die Natur; es muß transparent und transitorisch gemacht, mit Anschauung gefüllt, nach seiner assoziativen Seite hin minimiert und in seiner designativen Funktion gestärkt werden. Die Suche nach dem Sinn, der das gleichsam horizontal angelegte Reich der Einbildungskraft in vertikaler Richtung durchdringt, soll den Proliferationen des Zeichens Einhalt gebieten. Mit den Worten des Schweizer Aufklärungsschriftstellers Leonard Meister:

Zu dem Ende liesest du wenig, und vielmal das gleiche; um nicht bloß mit Hüllen und Schalen zu spielen, sondern den Kern zu erobern, lassest du kein Wort, keinen Ausdruck unerklärt vorbey gehn; sey es nun durch eigenes Nachdenken oder durch fremde Beyhülfe, immer dringst du durch Schall auf Geist, durch äussres Zeichen auf innre Bedeutung.³⁴

7

Die bisherigen Ausführungen zur Imaginationsdiätetik haben einen Katalog von restriktiven Maßnahmen erbracht. Diese Maßnahmen betreffen die Menge zirkulierender Zeichen, das Ausmaß und die Geschwindigkeit ihrer Konsumption, die damit einhergehende Flüchtigkeit und Zerstreuung, den Überhang von bloßen Wörtern und Zeichen und das Wuchern der Phantasie. Dem Überschub stehen Programme der Reduktion gegenüber: das Flüchtige soll auf das Langsame, das Ausschweifende auf das Konzentrierte, das Zusammengesetzte auf das Einfache, das Vermischte auf das Reine, die Konvention auf die Natur, die Zerstreuung auf das Verstehen, das Zeichen auf die Vorstellung der bezeichneten Sache zurückgeführt werden. Wenn schon mit solchen Maßnahmen die Gesellschaft als ganze nicht kuriert werden kann, so sollen doch pädagogisch-ästhetische Enklaven entstehen, die von der um sich greifenden Polymorphie und Promiskuität des Imaginären ausgespart sind.

Es fällt nicht schwer, dieser Forderung nach Wiederherstellung eines Gleichgewichts zwischen Zeichen und Bezeichnetem und den positiven Werten, die dabei zur Geltung kommen, die Kriterien für Klassizität zu entnehmen, die bei der Kanonisierung der deutschsprachigen Musterautoren um 1800 maßgeblich waren. Das läßt sich insbesondere auf die Inthronisation und die Selbstinszenierung des deutschen Klassikers schlechthin, nämlich Goethe, beziehen. Bemerkenswert ist schon die zeitliche Übereinstimmung: die Lesesuchtkritik und damit die Selbstkritik des aufklärerischen Bildungsoptimismus setzt – unter Anknüpfung an ältere Traditionen – massiert um 1780 ein, erreicht ihren Höhepunkt in der Zeit der Französischen Revolution, um nach 1800 allmählich abzuklingen³⁴. Goethe, der mit seinem ›Werther‹ (seinerseits ein lesender Held) ein Lieblingsautor der Lesesüchtigen war, tritt in schroffer Abkehr von seiner bisherigen Literaturpro-

duktion 1786 seine Italienreise an, die nach dem Zeugnis seiner autobiographischen Schriften nichts anderes ist als eine zielstrebige diätetische Unternehmung³⁶. Hier nimmt er Übungen an sich vor, »um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken und mir ein freies, klares Anschauen der Lokalität zu erhalten«³⁷, hier dringt er zu einem schulemachenden Primat ichloser, extrovertierter Wahrnehmung durch. Folgenreiche purifikatorische Akte, denn bis heute wird Goethe in den Zirkeln, die das klassische Literaturerbe ehren, als Dichter einer bedeutungsvollen, von subjektiven Verfälschungen unbeeinträchtigten Naturanschauung verstanden.

Vermutlich ließe sich die Geschichte der Rezeption des klassischen Goethe zumal in den Schulen mit reichen Belegen als Heilungsgeschichte der Auswirkungen der Buchkultur nacherzählen. Der goethezeitliche Humanismus will den Massenlesern eine Republik von gebildeten intensiven Lesern entgegensetzen. Weil Massenlektüre geistige Disziplinlosigkeit nach sich zieht – das Lesen verliert seine traditionelle Funktion, eine gelehrte Anstrengung des Geistes zu sein, und stellt sich in den Dienst imaginativer und affektiver Zerstreuung –, dient der Rekurs auf auserwählte kanonische Literaten zum Gegenmittel gegen die allgemeine Deregulierung der Gedankenarbeit. In dieser Hinsicht werden in der Tat die Gymnasien des 19. Jahrhunderts ihre Aufgabe erfüllen: Gedankendisziplinaranstalten, die gewisse Bildungskonventionen und –distinktionen intakt halten, während draußen das Chaos medialer Vermischungen um sich greift.

Insofern scheinen diätetische Restriktion und Klassizität tatsächlich zwei Seiten derselben Sache zu sein. Aber die Unterscheidung des Natürlichen vom Künstlichen läßt zugleich die Risse sehen, die zwischen den Programmen der Zeichendiät und der klassischen Ästhetik aufspringen. Denn mit dem gleichen Recht, mit dem ›Natürlichkeit‹ als kanonischer Wert eingestuft wird,

34 Leonard Meister, *Sittenlehre der Liebe und Ehe, nebst einer Beylage über die helvetische Galanterie*. Winterthur 1785. S. 285

35 Zur Periodisierung vgl. Günter Erning, *Das Lesen und die Lesewut*. Beiträge zu Fragen der Lesergeschichte; dargestellt am Beispiel der schwäbischen Provinz. Bad Heilbrunn/Obb. 1974. S. 66ff

36 Nähere Ausführungen dazu in: Albrecht Koschorke, *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern*. Frankfurt/M. 1990. S. 147ff

37 Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*. In: ders., *Werke*. Hamburger Ausgabe, Bd. 11. München 1981. S. 122 (Brief vom 27.10.1786)

kann man auch das Gegenteil behaupten. Die deutsche Klassik, ein Eliteunternehmen gegen die Massenlektüre, nobilitiert zugleich die beklagten Deformationen der neuen Lesekultur.

Exzessive Lektüre, so lautet das Credo der Lesesuchttherapeuten, zieht den Leser affektiv vom Dargestellten (Dichtung als Mimesis) ab und führt ihn in eine Scheinwelt hinein (Dichtung als Produktion imaginärer Realitäten). Aber genau das ist auch die Wendung, die um 1790 die klassisch-idealistische Ästhetik vollzieht. Man weiß, wie sehr Goethe eine ästhetische Einstellung verachtete, die sich für das Natursubstrat des Kunstwerks statt für seinen Kunstcharakter interessierte. Wie in den Scheinwelten der Lesesüchtigen, von denen sie durch die Privilegierung klassischer Dichtungen geheilt werden sollen, ist in den idealistischen Konzeptionen von Schiller bis Hegel die Kunst der bloßen Naturschönheit, die ihr zum Ausgangsmaterial dient, übergeordnet.

8

So schreibt sich die Erfindung der deutschen Klassik zugleich in eine gegenläufige Tradition ein, die den Zeichen und dem Imaginären ein autonomes Terrain zugesteht: eine Tradition, die auf die integrative statt nur suppressive Behandlung der Einbildungskraft in Form eines Programms der *Bildung* hinausläuft. Es ist der größeren Deutlichkeit halber vielleicht sinnvoll, die beiden Alternativen, die sich der Imaginationsökonomie des 18. Jahrhunderts anbieten, schematisch zu trennen. Die erste, sozusagen konservative Option, der allgemein wahrgenommenen Vervielfältigung des Imaginären zu begegnen, besteht in den dargestellten Verfahren diätetischer Restriktion: das Zeichen soll gebändigt, auf die in ihm enthaltene gegenständliche Anschauung zurückgeführt werden. Die zweite Option, die sich als zukunftsweisend herausstellt, besteht darin, den Überschuss an imaginären Energien freizugeben, ihm ein Betätigungsfeld einzuräumen und ihn dort zirkulieren zu lassen. Auch das ist letztlich eine diätetische Regelung, nur daß sie nicht auf Reduktion, sondern auf Erweiterung der Kreisläufe abzielt.

Die Autonomieästhetik zieht offenbar die Konsequenz aus der Tatsache, daß der zunehmende Umlauf von Zeichen deren mime-

tische Relationierung, das heißt das Postulat ihrer Abbildlichkeit, strukturell überfordert. Sie installiert ein *System der Entlastung*: das Kunstsystem. Sie entbindet die Phantasie von der Pflicht, Zeichen auf dingliche Vorstellungen zurückzubeziehen, und setzt sich dadurch in den Stand, den Raum zwischen wachsenden Signifikantenmengen einerseits und andererseits den fragmentierten, punktuellen Zeichenreizen, die im Bewußtsein ausgelöst werden, auf eine flexiblere Weise zu organisieren. Mit anderen Worten: die für autonom erklärte Phantasie soll die Kontingenzen des Mediums Schrift bewältigen. Auch in dieser Hinsicht hängen Medienrevolution und poetischer Neuanfang im 18. Jahrhundert eng miteinander zusammen.

So kommt es, daß eine Ästhetik, die auf gesteigerte Komplexität reagiert, sich Gesten der Vereinfachung, der Rückkehr zum Natürlichen gutschreiben kann. So kommt es, daß die Lesesuchtkritiker, die den Verfall des Bezugs zwischen Wörtern und gegenständlichen Vorstellungen beklagen, als Heilmittel eine Literatur propagieren, die genau diesen Bezug zwischen Wörtern und Sachen programmatisch aufgelöst hat. Auf die Sorge vor dem hypertrophen Auswuchern der Einbildungskraft antwortet das Kunstsystem um 1800 damit, daß es die Einbildungskraft von allen mimetischen Verpflichtungen freistellt. Auf die einsetzende Massenschriftstellerei reagiert es mit Verknappungs- und Exklusivitätstechniken: erst richtet es die Instanz des Genies, dann die des Klassikers auf. Der Gefahr semiotischer Desorganisation setzt es eine Hermeneutik der Bedeutungstiefe entgegen – eine Tiefe jedoch *im Innern* des Zeichens, im Innern des Zeichensystems. Und was die beklagte Überlastung des Gedächtnisses durch die gewachsenen Zeichenmengen betrifft, so sagt sich die neue Schriftkunst schlicht und einfach von der überkommenen Gedächtniskultur los und ersetzt sie durch Strategien des *Vergessens*.

Vor allem eine große Operation des Vergessens ist am Ende der Lesesuchtdiätetik, sowohl in Erfüllung ihrer Forderungen als auch im Widerspruch zu ihnen, gelungen: nämlich das Vergessen der Tatsache, daß die Kunst künstlich ist. Auf die Kritik an der Naturvergessenheit der Schrift gibt die etablierte Schriftkunst der Goethezeit eine unerwartete Antwort. Die Natur wohnt nicht mehr außerhalb der Schriftwerke. Ihre Heimat liegt nicht jenseits

der Zeichen. Im Gegenteil, *das Medium, die Schrift, die Kunst ist die Natur.* ■